Die Kämpfe um Ypern.

Das monatelange Ringen an der Yser. — Aus der Geschichte Yperns und des flandrischen Kampfplatzes. — Der Garten Europa's. — Reichthum und Elend dicht beieinander. — Deutsche statt englischer Spitzen. — Der Tod von Ypern.

Frühling in Flandern! Die Luft ist ganz Duft, die Felder ein einziges Blütenmeer. Hier, wenige Wochen zuvor, wogte Blütenpracht der Cichorien, die wohlhabigen Felder „Gartens von Europa" säumten und mit dem Gaben der Zeiten, vom vollen Segensfluß der Schleuse sich das tiefe gleichmäßige Grünen von Millionen Bäumen mischte, die aus der wenigstens jetzt Augenblicklichkeit die bequeme Hülle in ihre Stude sammelten, herrscht jetzt das Grauen. Die weiße Blüthen hingen die rund gebullten Köpfchen der Granaten und Schrapnells im blauen Himmel, aber was sie bergen, ist nicht Honig, sondern Tod. Die Erde ist roth, aber nicht von fallenden Blüthenblättern, sondern vom Blut der Tausende, die einen Winter lang hier in blindem Haß gegeneinander gekämpft. Mars hat heute den Boden gepflügt, doch aus den tiefen Furchen der Schützengräben, die wie tausend feine kleine Kanäle das Land durchziehen, wird kein neues Leben erblühen. Was nicht die Hufe kämpfender Heere zerstampften, hat das Wasser vernichtet, das am letzten Oktobertag wie eine Sintfluth von den Nieuportter Schleusen her über die Felder brach, auf kurze Zeit dem siegreichen Vordringen der Deutschen ein Halt gebot, aber dann gleichmäßig unparteiisch, Freund und Feind Leben und Kampf zu einer unerhörten, unbeschreiblichen Qual machte.

Arbeit von Jahrzehnten ist jetzt vernichtet. Mühevoll durch viele Generationen war der karge sandige Boden zum fruchtbarsten Europas aufgepflegt worden und trug seinen Bebauern Lohn. Hell und sauber schimmerten zwischen den Obstbäumen die weißgetünchten Häuser der Pächter mit rothen Dächern und grünen Läden farbenfroh wie die Tulpen, Geranien und Fuchsien vor den Fenstern über die rundgeschnittenen Hecken.

Haus und Acker, das glatte Vieh auf der Weide, die Sauberkeit der Bauernstuben und Wege, alles athmete Wohlstand — und war doch nur eine schöne Hülle für das Elend der landwirthschaftlichen Bevölkerung, das sich darunter barg. Ironie des Schicksals, das England Flandern, diesem letzten heißumstrittenen Zipfel Belgiens, so ähnlich macht. Wie dort die Yeomen, Albions freie Bauernklasse, die unter Cromwell die „Eisenflanken" seines Heeres bildeten, weil sie wußten, wofür sie stritten, wie dieser ganze große starke Stand im Laufe der Jahrhunderte und einer kapitalistischen Entwickelung zum Landproletariat herabsank, so auch hier in Flandern, das reicher als die benachbarten Provinzen, reicher als Luxemburg doch größeres Massenelend zeigt als irgend ein anderes Land Europas.

Mißachtet seiner germanischen Abstammung wegen, armselig bezahlt, wie das Vieh nur mit Kartoffeln und Magermilch gefüttert und zum Schlaf auf den nur mit einer dünnen Matratze belegten Lehmboden dumpfer Hütten gezwungen, hat hier der Flame gelebt, fleißig von der auf- zur niedersteigenden Sonne das Land im Schweiße seiner Stirne mit Pflug, Hacke und Schaufel beackert, es fruchtbar gemacht und seinem Herrn die Truhen gefüllt, während er selbst mehr und mehr im Elend verkam.

Was jetzt über Flandern hereingebrochen, ist wie das Strafgericht einer höheren Macht, wie eine Vergeltung für all das Unrecht, das unter französischer, niederländischer und belgischer Herrschaft den niederdeutschen Vlamen hier angethan worden. Neben dem, was die Erde bot, hat die Kunstfertigkeit fleißiger Frauenhände den Namen Flanderns bekannt gemacht, aber statt des „Point d'Angleterre" herrschen jetzt andere, deutsche Spitzen — der Helme, Lanzen und Bajonette.

Seit am 27. August Frankreich offiziell erklärte, Belgien seinem Schicksal überlassen zu müssen, ist dieses besiegelt. Die Ueberfluthung Flanderns hat wohl den deutschen Vormarsch aufhalten und erschweren können, zum Stillstand bringen kann sie ihn nicht, wie die Ereignisse der letzten Tage wieder gezeigt. Der erste Siegeslauf der deutschen Heere gegen Paris ließ den Küstenzipfel Belgiens zur Seite liegen. Erst als gegen den 18. September Joffre seine bekannten Umgehungsversuche des rechten deutschen Flügels begann, streckte sich die Kampffront immer weiter dem Meere zu. Antwerpen fiel und Gheslers freiwerdende Truppen schlossen sich im Norden an die umgruppirten Heere, zogen am 12. Okt. in Ghent, zwei Tage später ins alte Brügge, dessen Patrizierpaläste von lang vergangener Größe träumen, und am 15. Oktober in das modernlebendige Weltbad Ostende ein, wo Rieschhotels und Spielsäle allerdings bei dem Vormarsch verödet lagen. Ueber den Kanal herüber glänzten schon die Kreidefelsen der englischen Küste. Hazebrouck wurde am 16. besetzt, aber wieder verloren, Dixmuiden am 18. Am 23. überschritt man den Yserkanal zum ersten Mal und bis zum 31. bringt jeder Tagesbericht lakonische Meldungen, daß 300, 400, 500 oder 600 Briten gefangen genommen seien. — Dann öffnen sich die Schleusen bei Nieuport. Aus dem tückischen Boden heraus quillt das Wasser und steigt und steigt, bis Roß und Mann zu versinken drohen und die Geschütze salzige Fluth umbrandet. Aber deutscher Wille überdauert auch diese Prüfung und deutscher Humor läßt sich Schwimmhäute wachsen, um in diesem ungewohnten feuchten Element auf der Oberfläche zu bleiben.

Nicht es geht. Englisch wirft von jenseits des Kanals immer neue Regimenter herüber, die neue tapfere Menge jener Hilfsvölker gegen die deutschen Reihen entgegenwerfen, aber deren überlegene Macht reicht kaum hin, sich vor amerikanischen Granaten die Nase zu stützen, kaum hin, für den fallenden gleich ein neuer Mann in die Bresche und der Wall aus deutschen Knochen und deutschem Erz steht immer.

Am 2. November zählt man dem Feind 2000 Gefangene ab, am 6. 1000, am 8. mehrere Hundert. Am 10. werden Dixmuiden und St. Eloi mit stürmender Hand genommen, Resultat 2500 Gefangene und viel Kriegsmaterial, am 11. ist das östliche Yser-Ufer bis zum Meere vom Feinde frei. Und weiter geht das hemmungslose Ringen um jeden Zoll breit des überschwemmten Gebietes und weiter kommen die Meldungen aus Berlin: am 12. bei Nieuport 700, bei Ypern 1100 Gefangene, am 13. südlich von Ypern 700 Franzosen.

STRASSE IN YPERN MIT DER ST. MARTINSKIRCHE.

ERSTÜRMUNG EINES DORFES BEI NIEUPORT.

AUF VORPOSTEN BEI YPERN

Dann setzt das schlechte Wetter ein und später Frost, eisige Kälte, die besonders hier in der Nähe der Küste auf dem überfluteten Boden durch alle Knochen geht.

Und dabei sind es meistens Graubärte, die hier oben die Wache halten. Familienväter, Landsturm, der das behagliche Leben gewohnt ist und nicht mehr die Widerstandskraft haben sollte gegen die Unbilden der Witterung und die frischen Truppen, die in steigender Uebermacht gegen sie geworfen werden. Aber die Graubärte wissen, worum es geht und wenn der Ansturm besonders heftig wird, dann denken sie mit einem kurzen, sekundenlangen Schließen der Augen nur an daheim, an Weib und Kind, und die Hand greift fester um den Flintenschaft, die Augen blicken heißer und schärfer gegen den Feind und zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen ringt sich das stille Gelöbnis durch: auszuhalten.

Vergebens versuchen French und Foche immer wieder einen Durchbruch, vergebens greifen von der See her englische Kriegsschiffe in den Kampf, vergebens peitscht der französische Generalissimus mit seinen Armeebefehlen den Angriffsmuth der ermattenden Truppen zu neuem Vorstoß. Ganze Regimenter verbluten sich unter dem Hagel deutscher Maschinengewehre oder an dem Stahlwall deutscher Bajonette. Vergebens auch bombardirt eine Luftflotte von 34 Flugzeugen am 13. Februar die deutschen Linien. Sie halten aus. Und da der Frühling kommt, da zwischen den aufgerissenen, blutgetränkten Erdschollen das Grün emporsprießt und selbst eine Feldblume hier und da sich in die von Pulverrauch, von tausend giftigen Gasen geschwängerte Athmosphäre wagt, beginnt der deutsche Vorstoß. Aus den Schützengräben hebt sich der Landsturm und wie ein Frühlingssturm alles Welke vor sich hertreibend fegt er über die flandrische Ebene hin der Küste zu, von der man aus England als feinen Nebelstrich sieht. Denn dort liegt das Ziel.

* * *

Ueber 5000 Gefangene hat der erste Vorstoß der verflossenen Woche gebracht und wie vor Monaten bereits legt sich der deutsche Ring enger und enger um Ypern, die erste Station und das erste Kampfobjekt dieser Offensive. Eine harte Faust pocht an die Mauern der alten Stadt, deren vergessene Herrlichkeit jetzt unter dem Donner der Kanonen zu Schutt und Asche zusammensinkt. Was sie einst war, schildert anschaulich G. Stösteen in seinem Buch über Belgien, dem wir das Folgende entnehmen:

„Keine der flandrischen Städte," schreibt er, hat auf mich den gleichen Eindruck gemacht wie dieses schläfrige Städtchen mit seinen 15,000 Einwohnern, nicht einmal Brügge. Der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt wirkt hier noch eindringlicher, da man in den Straßen der kleinen Stadt keine Scharen von Reisenden mit dem Bädeker in der Hand sieht, die den öffentlichen Plätzen Brügges ein gewisses modernes Leben verleihen.

Ypern war der erste Ort Flanderns, der zur Weltstadt wurde. Schon im 11. Jahrhundert ist es der Sitz einer hochentwickelten Industrie gewesen, und im 13. Jahrhundert hat die Stadt am Yperle an Glanz mit Venedig geweteifert. Brügge hingegen hat seine hohe Blüthe erst in der zweiten Hälfte des folgenden und zu Anfang des 15. Jahrhunderts entfaltet, und noch später ist Gent im Wettstreite mit Antwerpen zu einem Mittelpunkte des Welthandels geworden. Yperns Geschichte ist weniger interessant als die seiner Schwesternstädte, da es der Demokratie trotz zäher Kämpfe hier nie geglückt ist, die Macht den Händen der reichen Patrizierfamilien zu entwinden. Das Städtchen hat innerhalb seiner geschleiften Wälle noch dieselbe Ausdehnung wie im Mittelalter, als es 200,000 Einwohner zählte. Während der religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts war es einer der Hauptherde des Widerstandes gegen die spanische Gewalt, und die grausame spanische Belagerung im Jahre 1584 brachte die Bevölkerung bis auf 500 verarmte Einwohner herunter.

Der Fremde, der nach Ypern kommt, sieht voll Verwunderung die leeren breiten Straßen und den riesengroßen Markt, der für eine Millionenstadt mit stolzen Palästen berechnet erscheint und nur von niedrigen zweistöckigen Giebelhäusern umgeben ist. Im Mittelalter standen hier auch keine höheren Gebäude; aber damals spiegelten sich die Häuserreihen zusammen mit malerischen Brücken in dem Wasser breiter Kanäle. Diese sind jetzt trocken gelegt; doch eine Erinnerung an jene Zeit ist uns in dem Haus der Schifferinnung erhalten worden, das, mit Sinnbildern aus dem Seemannsleben geschmückt, jetzt ohne den Kanal, auf dem sich früher die Fahrzeuge schaukelten, auf dem trockenen Land in einer breiten Avenue steht. Der Große Markt ist ein langgestreckter freier Platz, der dem Besucher einen Blick auf die bedeutendste bürgerliche architektonische Schöpfung, die prächtige alte Rüstkammer, gewährt. In der Mitte erhebt sich der 70 Meter hohe Thurm des Belfried, einer der ältesten Flanderns; er wurde schon im Jahre 1200 begonnen und erst im Jahre 1304 vollendet. Als die flandrischen Städte einen gewissen Wohlstand erlangt hatten, war ihr höchstes Streben, vom Beherrscher des Landes die Erlaubnis zur Erbauung eines solchen Thurmes zu erhalten, der ein Sinnbild der Freiheit des Gemeinwesens, der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens und militärisch der wichtigste Punkt der Stadt war; denn von der Spitze des Belfried hielt man ständig Ausschau nach drohenden Gefahren. Im Erdgeschoß und im ersten Stock des hohen Thurmes befanden sich die Rüst- und Schatzkammern, sowie die Versammlungssäle der Zünfte; hier wurden auch in reich geschmückten Truhen unter mehrfachem Verschluß die Privilegienurkunden aufbewahrt. Diese Dokumente, die ebenso kunstvoll geschrieben und bemalt sind wie die alten Bibeln der Mönche, befinden sich jetzt im Stadtmuseum und geben unter anderem auch eine genaue Beschreibung der verschiedenen Fabrikationsmethoden für die einzelnen Tucharten, nach denen gearbeitet werden mußte, um alle Pfuscherei fernzuhalten und der Waare auf dem Markt den guten Ruf zu bewahren. Im zweiten Stock des Belfried befindet sich hier wie überall in Flandern das Stadtgefängnis.

Die Tuchhallen, deren 130 Meter lange Fassaden sich zu beiden Seiten des Thurmes erstrecken, dienten früher als Tuchmagazin. Kaufleute aus aller Herren Ländern strömten hier zusammen, um kostbare Waaren einzuhandeln, und die Schiffe, die zu Hunderten den „Kanal" am Großen Markt belebten, fuhren alle reich beladen wieder hinaus. Die weiten Räume wurden später nur noch bei städtischen Festlichkeiten benutzt und dienten sonst der Bürgergarde als Exerzierhalle; in der Spitze des Thurmes unterhielt die Stadt dagegen nach Jahrhunderte altem Brauch noch bis zum Krieg einen Wächter, der nach Feuersbrünsten Ausschau zu halten hatte.

Dieses edle Bauwerk mit seinem hohen Dache, seinen Zinnen und Thürmen, seinen gemeißelten Fensterbogen, seinen Standbildern flandrischer Grafen, die zwischen den Bogen aufgestellt sind, dieses Bauwerk — so sagt ein französischer Schriftsteller — kann hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung mit majestätischen Kathedralen wetteifern. Die Schönheit seiner Linienführung ist der von venezianischen Palästen vergleichbar, und der Reichthum seiner Ornamente stellt es ebenbürtig neben die architektonischen Schöpfungen der spanischen Mauren. Dieses Meisterwerk der Baukunst ist von Handwerkerzünften errichtet worden, und zwar in einer Zeit, die wir gewohnt sind, als finster und kulturfeindlich zu bezeichnen.

Durch den großen Bogengang unter der Halle hat man einen unvergleichlich schönen Blick auf die majestätische St. Martins-Kathedrale, die im 10. Jahrhundert begonnen und ungefähr zur selben Zeit wie die Tuchhallen beendet worden ist.

Ein anderes bemerkenswerthes mittelalterliches Bauwerk ist die Fleischhalle, die noch heute denselben Zwecken dient wie vor 600 Jahren. Auch viele eigenartige Privatgebäude giebt es in der Stadt. Sie geben den Straßen ein höchst malerisches und alterthümliches Aussehen. Vor diesen Giebelhäusern sitzen an schönen Tagen ältere Frauen, die Spitzen klöppeln, eine Kunstfertigkeit, die trefflich in diese Welt hineinpaßt; denn auch sie hat mittelalterliche Ahnen. Kein junges Gesicht sieht man unter diesen Frauen, deren Züge durch Noth und Sorgen verheert sind; denn dieser Beruf vermag mit dem Hungerlohn, den er seinen geschickten Arbeiterinnen bringt, keine jungen Kräfte zu locken. Er ist der absterbende Erwerbszweig einer todten Stadt."

Jetzt sind die Bürger geflohen, die Häuser zerstört. Zu lange schon tobt der Kampf um Ypern, als daß von seiner alterthümlichen Schönheit etwas hätte erhalten bleiben können. Die hohen Spitzdächer sind zerschossen, angebrannte Balken starren überall in den Frühlingshimmel, zu dem Wandgemälde von Pauwels nichts, war nur ein ungeschicktes Kinderspiel, nur eine Lehrlingsarbeit des Krieges!" Was ich jetzt sehe, ist sein Meisterwerk im Zerbrechen und Vernichten. Erst diese kleingehämmerte, todte, versunkene Stadt Dixmuiden zeigt mir, was Untergang unter den Stürmen des Krieges bedeutet.

Das schildern? Es ist unmöglich. Ich will keinen Versuch machen, will nur zum Geleit für die Schritte, die mich an diesem endlosen Gemenge von Trümmern und Schutt vorüberführen, Wort für Wort vor mich hinsagen.

In der Ruinengasse, die zum Rathhaus leitet, können Menschen über dem Erdboden nicht mehr wohnen. Der letzte Einwohner von Dixmuiden ist längst verschwunden. Unsere Reserven, die hier ausharren müssen, hausen in den gewölbten Kellern. Um in dieser Finsternis ein wenig Licht zu haben, holten die Soldaten aus den zerstörten Häusern die noch unzerbrochenen Spiegel, alle blanken Bleche und polirten Holzflächen heraus und befestigten sie in schräger Stellung vor den Kellerlöchern, als Reflektoren der Himmelshelle. Ein Soldat sagt zu mir: „En bische Licht, un denn is man ooch widder zufrieden!"

Die Trümmergasse ist leer; nur manchmal sieht man einen Feldgrauen aus einem Kellerloch herauschlüpfen und im anderen verschwinden. Ich frage einen: „Wieviel von den Unseren sind denn noch hier?" Der Soldat — ich glaube, ein Hallenser — sagt lachend: „Genugg, daß mers aufhalten, die annern!" Ein deutsches Wort! Und nicht nur von Dixmuiden gilt es. Nicht nur vom heißen Boden am Yserkanal. Es gilt von Belfort und vom Wasgenwald bis nach Ostende und Zeebrügge.

Nun kommt, was im Oktober noch ein feines, prunkvolles gothisches Rathhaus war. Was es jetzt ist, weiß ich nicht zu sagen. So sinnlos sieht es aus! In dem vom Sparrenwerk des Daches noch übrig gebliebenen Gerippe steckt — wie ein Kinderpfeil in der Binsenscheibe — ein schlankes, prächtiges Thürmchen, mit dem Fuß nach oben, mit der Spitze nach unten. Und nicht weit davon ist ein Räthsel der Mechanik zu sehen. Eine große Granate, zentnerschwer, die einen Dachfirst zerschlug, ohne zu explodiren, ist über den Rest des Daches heruntergekollert und quer auf einer faustdicken Latte im Gleichgewicht liegen geblieben. Macht eine Detonation der Beschießung das zertrümmerte Gemäuer zittern, so schaukelt die Granate eine Weile und schwebt dann wieder ruhig in der Luft. Das ist so unwahrscheinlich, daß man lange hinsehen muß, bevor man es glauben kann.

Ueber den Marktplatz geht ein verlassener Schützengraben, mit einem Wall von Pflastersteinen; und eine Schutzstelle, die früher ein hübsches Haus gewesen, ist verwandelt in den gewaltigen Trichter einer deutschen Brummergranate.

Am verwichenen Abend hatte ich mir in Brügge eine Mappe mit Ansichten von Dixmuiden gekauft, wie es früher war. Und nun sitze ich an der linken Ecke des Marktplatzes auf einem Steinhaufen und vergleiche die Bil. - von einst mit den Bildern von jetzt. Sie gleichen einander wie Haus und Grab, wie Leben und Tod.

Keine Spur von Schönheit ist mehr vorhanden. Das Gebäude steht mit einer geradezu geistigen Wucht. Die ist bei Ein phantastisch Verzweigtes und [illegible] Erkennen des Zerstörungs [illegible] Gestalt [illegible] Wucht [illegible] Kraft [illegible] Kraft [illegible] Kraft